

Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg



Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte
Heft 14

Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die
Nachkriegszeit

- Halle 2004 -

Impressum: Die Hallischen Beiträge zur Zeitgeschichte erscheinen in loser Folge.
Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper
Redaktion: Daniel Bohse (v. i. S. d. P.), Denise Wesenberg
ISSN: 1433-7886

Druck: Druckerei der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Kröllwitzer Straße 44, 06120 Halle (Saale)

Inhalt

Hermann-J. Rupieper

Einleitung.....5

Johannes S.

Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr.....9

Fritz K.

Erinnerungen, ernste und auch heitere, an meine Soldatenzeit vom 5. Februar 1943 bis 10. August 1946.....33

Marie W.

Erinnerungen einer Lehrerin an die Jahre 1934-1947.....119

Hans-Joachim Diesner/Hans-Dieter Zimmermann

Dornige Lager. Report einer Odyssee zwischen 1941 und 1945.....136

Einleitung

Die Verbrechen des NS-Regimes, allen voran der an der jüdischen Bevölkerung begangene Holocaust, prägen bis heute die deutsche Nachkriegsgeschichte. Für die meisten Zeitgenossen war der Alltag im Nationalsozialismus jedoch bestimmt von persönlichen Erlebnissen, privaten Erfahrungen, der Sorge um die Familie, das berufliche Fortkommen und die Einordnung in eine private Lebenswelt, die auch in der Diktatur, trotz aller staatlicher und ideologischer Eingriffe, dominierte. Die Extremerfahrungen von Krieg, Flucht und Vertreibung bedeuteten massive Eingriffe in die Biographie der Betroffenen und wurden individuell verarbeitet. Auch die Erinnerungen an diese Ereignisse sind keineswegs identisch, sondern lassen divergierende Perzeptionen und Reaktionen erkennen. Es handelt sich um begrenzte Ausschnitte der Realität abseits der großen Politik.

Die folgenden Berichte wurden zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichem Abstand zu den Ereignissen niedergeschrieben. Der älteste Zeitzeugenbericht stammt aus dem Jahre 1946. Er beschreibt das Ende der NS-Herrschaft in Breslau Ende Januar 1945, die chaotische Lage beim Abtransport der Bevölkerung, vor allem von Frauen, Kindern und Männern, die nicht mehr im letzten Aufgebot des Volkssturmes verheizt werden konnten, vor der Ankunft der sowjetischen Truppen. Der Verfasser, ein kaufmännischer Angestellter, 1884 in Breslau geboren, steht noch unter dem unmittelbaren Schock der Ereignisse, eine Reflexion über das NS-Regime oder eine Einordnung der Fluchterfahrungen erfolgt kaum. Im Zentrum des Berichtes stehen Bemerkungen über den Zusammenbruch der Infrastruktur, die Irreführung der Bevölkerung durch die NS-Propaganda mit ihren „Siegesmeldungen“ bis zu einem Zeitpunkt, zu dem klar war, daß der Krieg längst verloren war. Von Interesse sind auch die Erfahrungen in den ersten Wochen der sowjetischen Besatzung in Bad Liebenwerda, die Einstellung zu den sowjetischen Besatzern, die Plünderungen, Vergewaltigungen und die persönliche Unsicherheit. Es ist die Niederschrift eines „pater familias“, der den Überlebenskampf seiner Familie hautnah miterlebt und für die Nachwelt festhalten möchte. Er ahnt, daß die Familienerinnerungen, die offenbar in Breslau geblieben sind, bei der Einnahme der Stadt verloren gehen werden, kann sich aber sicher nicht vorstellen, dass er seine Heimatstadt nie wiedersehen wird. Er stirbt 1946.

Die weiteren Zeitzeugenberichte entstanden erst im März 1989 bzw. nach dem Zusammenbruch der DDR und sind vor dem Hintergrund der zeitlichen Distanz und der DDR-Erfahrung geschrieben worden. Offenbar regte das Ende der DDR zum Nachdenken über die erste deutsche Diktatur und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte an.

F. K. beschreibt seine Soldatenzeit von Februar 1943, als er im Alter von 41 Jahren eingezogen wird, bis zu seiner Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft und der Rückkehr nach Halle im August 1946. Der Bericht wurde im März 1989 niedergeschrieben. Er zeigt die Kriegserfahrung aus der Sicht eines einfachen Soldaten¹ eines Nachschubbataillons, der bis kurz vor seiner Gefangennahme Anfang Mai 1945 nicht direkt in Kampfhandlungen an der Ostfront verwickelt war. Die privilegierte Stellung der Truppe bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Alkoholika, Zigaretten und sonstigen Waren des täglichen Bedarfs, aber auch die Requirierungen von Vieh, die Eingriffe in den Privatbesitz der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern, die Ausbeutung der Arbeitskräfte und die Kontakte zur Bevölkerung werden deutlich und dominieren den Bericht. Der mörderische Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht, wie er aus der neueren Literatur bekannt ist², findet hier nicht statt. Liegt dies nur an der selektiven Erinnerung des Berichterstatters, Verdrängung oder handelt es sich tatsächlich um die Kriegserfahrung hinter der Front in einer Nachschubeinheit? Es dominiert die Interpretation, anständig geblieben zu sein.

An einigen Stellen wird allerdings deutlich, daß aus Sicht des Verfassers Rücksichtnahme und Weichheit gegenüber der Zivilbevölkerung unangemessen seien. Andererseits wird behauptet, daß man sich den russischen Gefangenen und sogenannten „Hilfswilligen“ gegenüber, ein Begriff, der den Zwangscharakter des Arbeitsdienstes für die Wehrmacht nicht richtig wiedergibt, korrekt verhalten habe. Dagegen ist bekannt, daß rund drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene hinter der Front oder in Lagern verhungerten, erfroren, an Seuchen starben oder auch ermordet wurden.³ In diesem Bericht tauchen sie nur als Gefangene bei der Entladung von Munitionstransporten, dem Verladen von Benzin und Dieseltreibstoff oder beim Baumfällen auf, die unter den Bedingungen der Gefangenschaft noch ein halbwegs erträgliches Dasein fristen und die Mitmenschlichkeit der Besatzer erleben, wenn man den Hungernden stillschweigend Brot überläßt. Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gab es durch Personen, die in der Schneiderstube, der Bäckerei oder der Wäscherei für Uniformen tätig waren. Hier scheint es sich sowohl um Kriegsgefangene wie um „Hiwis“, so der Landser-Jargon, gehandelt zu haben. Als Wäscherinnen wurden offenbar junge Mädchen in den Dörfern zusammengetrieben und als „frei-

¹ Zur Problematik der Sicht des Krieges aus der Perspektive einfacher Wehrmachtangehöriger vgl. Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Frankfurt/M. 2002, besonders S. 156-180.

² Vgl. hierzu Omer Bartov: Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Hamburg 1995; Christian Hartmann: Verbrecherischer Krieg – verbrecherische Wehrmacht?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1/2004, S. 1-76.

³ Vgl. Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Stuttgart 1978, Neuauflage 1997.

williger Arbeitsdienst“ deklariert. Der Bericht umfaßt auch die Erfahrung der Gefangennahme, die Arbeit in der Gefangenschaft und die Rückkehr nach Halle. Der Verfasser, offenbar ein gläubiger Christ, sieht die deutsche Niederlage auch als Strafe Gottes für den Hitler'schen Angriffskrieg.

Der mit Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst bzw. den Landeinsatz in Mecklenburg beginnende Erinnerungsbericht lenkt den Blick auf die Erfahrung einer 1914 geborenen Frau, die in der NS-Zeit zur Lehrerin ausgebildet wurde und seit 1990 einzelne Erlebnisse niedergeschrieben hat, die den Zeitraum 1934 bis 1947 umfassen. So berichtet sie unter anderem über jüdische Schicksale in Halle, ihre Empfindungen in bezug auf die Bombenangriffe auf Leipzig im Dezember 1943 und das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, die Ankunft der Flüchtlingstrecks, die kurze Zeit der amerikanischen Besatzung und die Präsenz russischer Truppen.

Schließlich folgen die autobiographischen Aufzeichnungen eines jungen Soldaten, der über seine Gefangennahme in der Tschechoslowakei durch amerikanische Truppen, das Lagerleben und die Flucht aus einem tschechischen Lager nach Bayern berichtet. Der Verfasser studierte später Geschichte, Englisch und Geographie an der Universität Leipzig und lehrte Alte Geschichte an den Universitäten Greifswald und Halle. Der ebenfalls nach dem Zusammenbruch der DDR niedergeschriebene Bericht reflektiert Kriegserfahrungen und Nachkriegszeit.

Alle Berichte zeigen, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven, die persönlichen Erfahrungen der Zeitzeugen in der NS-Zeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die „große Politik“ wird zumeist ausgeblendet. Das individuelle Erlebnis und der Überlebenskampf, das Gefühl, noch einmal davon gekommen zu sein, stehen im Vordergrund. In diesem Sinne repräsentieren die Aufzeichnungen wahrscheinlich die Perzeption einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung in ihrer historischen Erinnerung an Krieg und Nationalsozialismus.

Hermann J. Rupieper

Dornige Lager. Report einer Odyssee zwischen 1941 und 1945

Ein Erinnerungsbericht von Hans-Joachim Diesner (†), eingeleitet und bearbeitet von Hans-Dieter Zimmermann

Unter den nachgelassenen Manuskripten des 1994 verstorbenen Hallenser Althistorikers Professor Dr. Hans-Joachim Diesner, meines ehemaligen Chefs, befand sich dieser Bericht, der zeitgeschichtlichen Quellenwert besitzt.

Diesner, am 21. Januar 1922 in Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig geboren, wurde nach dem Abitur zur Wehrmacht eingezogen und machte den Zweiten Weltkrieg in einer Luftwaffen-Nachrichteneinheit hauptsächlich an der Ostfront mit. Nach der hier geschilderten Gefangennahme in der Tschechoslowakei und seiner Flucht nach Bayern studierte er zunächst zwei Semester an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Regensburg und setzte dann das Studium in seiner Heimatstadt Leipzig fort, wo er Geschichte, Englisch und Geographie belegte. Unter dem Einfluß von Wilhelm Schubart und Otto Theodor Schulz interessierte er sich besonders für die antike Geschichte und hier wieder vor allem für sozialwissenschaftliche Probleme. 1950 wurde er auf Grund einer Arbeit über die Regierungsprogramme auf römischen Kaisermünzen promoviert und fand dann eine Anstellung an der Universität Greifswald. Hier habilitierte er sich 1953 mit der Arbeit „Studien zur Gesellschaftslehre und sozialen Haltung Augustins“.

Die Spätantike, die Geschichtsschreibung und die Religionsgeschichte blieben auch später seine bevorzugten Forschungsgebiete. 1956 wurde er als Dozent für Alte Geschichte an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg versetzt und 1958 zum Professor berufen. Die nächsten Jahre waren erfüllt durch eine recht erfolgreiche Forschungs- und Lehrtätigkeit, doch dann geriet er in immer stärkeren Konflikt mit dem herrschenden System, so daß er plante, die DDR zu verlassen. Als 1977 deshalb eine Bestrafung drohte, drängte man ihn dazu, seine Invalidisierung zu beantragen. Doch auch nach Beendigung seines Beschäftigungsverhältnisses publizierte er unbeirrt weiter. Die Liste seiner Veröffentlichungen ist umfangreich und umfaßt 334 Nummern, darunter 23 Monographien wie die Bücher: Wirtschaft und Gesellschaft bei Thukydides (1956), Der Untergang der römischen Herrschaft in Nordafrika (1964), Das Vandalenreich (1966), Kriege des Altertums (1971) und Die Völkerwanderung (1976). 1975 wurde er zum Ordentlichen Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und 1984 zum Korrespondierenden Mitglied der Göttinger Akademie gewählt. Das Problem der staatlichen Machtausübung und des Machtmißbrauchs bewegte ihn bis zuletzt, deshalb widmete er sich in den letzten Jahren seines Lebens den Theorien von

Niccolò Machiavelli. In diesem Zusammenhang ist auch diese Schilderung zu betrachten, die er um 1990 verfaßt hat. Er verstarb am 13. Oktober 1994 in Halle. Eine ausführliche Würdigung seines Wirkens verfaßte Walter Zöllner im Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 1995-1996 (1998), Seite 392 – 413, wo auch ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften zu finden ist.

Hans-Dieter Zimmermann

Prolog

Dieser autobiographisch gefärbte und doch der Wahrheit im größtmöglichen Maße verpflichtete Report sei mit der letzten der zu erzählenden Phasen: der Zeit nach der Kapitulation Deutschlands am 7./8. Mai 1945 begonnen. Hierzu veranlassen mich objektive wie subjektive Gründe. Objektiv beginnt mit dem Zusammenbruch des „Dritten“ Reiches ein völliger Niedergang Deutschlands – den man zumindest mit einem weltgeschichtlich so bedeutsamen Ereignis wie dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches (konventionell auf das Jahr 476 angesetzt) vergleichen kann. Allerdings folgte schon vom Jahre 1945 an vor allem in den deutschen Westzonen ein gewisser Neuanfang, der die russische Besatzung in der Ostzone ihrerseits veranlaßte oder zwang, sich quasi auf die Seite der durch die bedingungslose Kapitulation unterworfenen deutschen Zivilbevölkerung zu stellen. Zumindest wurden bald Versuche unternommen, mit Hilfe kommunistischer und einiger sonstiger ‚demokratischer‘ Kräfte auch eine deutsche Administration aufzubauen, die zugleich Ordnung in das vom Krieg hinterlassene Chaos zu bringen und wenigstens die allernötigsten Hilfestellungen für die schwer angeschlagene Bevölkerung zu geben hatte. Daß ihr dieser erste Schritt, wenn auch sehr zögernd gelang, wissen wir heute. In den Westzonen wurde vor allem seit der Währungsreform von 1948 ein deutlicher Aufwärtstrend spürbar.

Als Kriegsgefangener in der Tschechoslowakei veranlassen mich natürlich auch subjektive Gründe, mich mit dieser Jahrzehnte zurückliegenden Periode zu befassen. Es gab allzu viele negative, nur selten positive Erlebnisse, und die Schilderung beider Seiten der Medaille mag ein übergreifendes Interesse finden. Und gerade wenn man als angehender Historiker diese Zeit erlebt hat, spricht man gewiß im Namen der – relativ wenigen – heute noch lebenden Leidensgenossen, die Gleiches oder Ähnliches durchstehen mußten. Wichtig ist die Erinnerung an diese Dinge nicht zuletzt deshalb, weil allzu viele Unterlagen, vor allem sämtliche persönlichen Dokumente, aus dieser Zeit und in dieser Zeit, vernichtet worden sind.

Dies alles ging folgendermaßen vor sich. Die Regierung Dönitz beordnete – pragmatisch folgerichtig – alle militärischen Einheiten in möglichst weit westlich gelegene Gebiete. Motorisierte Verbände, so unsere 3. Fliegerdivision, der ich als Obergefreiter angehörte, wurden kurz vor der Kapitulation nach dem Westen gewiesen. Vielleicht klang bei den meisten von uns damals der Slogan „Westward ho“ an, denn mitten im Zusammenbruch, im Bewußtwerden von der offenbar totalen Vernichtung Deutschlands durch die Alliierten, keimte doch eine gewisse Hoffnung auf. Auch in der größten Ungewißheit über das Morgen kann der Mensch nicht ganz ohne Hoffnung leben – von einem ‚Prinzip Hoffnung‘ freilich wußte von uns Damaligen wohl keiner etwas – , und in der Misere eines solchen Zusammenbruches faßt vor allem der junge Mensch – in unserer Einheit überwogen die 20- bis 30-jährigen, die dem Chaos direkter Feindberührung noch bis zum letzten Moment entzogen worden waren – im Zusammenhalt mit seinen Kameraden immer wieder Mut, mag man solchen Mut auch am ehesten dem eines Desperado vergleichen können. Und es gab einige Nahziele: Das Bedürfnis, wenn schon in Kriegsgefangenschaft zu gehen, dann eher in amerikanische als in russische oder tschechische, ferner: Bald unter, wenn auch bescheidensten Verhältnissen in die Heimat zurückzukehren und seine Angehörigen wiederzusehen. Gewiß gab es auch Gerüchte über die Entzweiung zwischen den westlichen Alliierten und der Sowjetmacht: Sie wurden geglaubt oder nicht geglaubt. In unserem Bereich spielten sie keine gewichtige Rolle. Denn wer hätte schon Lust verspürt, nach der katastrophalen Niederlage wieder eine Waffe in die Hand zu nehmen und nochmals nach Osten zu marschieren?

Solche Überlegungen und Gedankenspiele waren ohnehin nicht sehr intensiv: Ging es doch um das Überleben von Tag zu Tag. Gewiß: Von tschechischen Partisanen war in unserer Nähe bisher nichts zu sehen. Sie kämpften ja, wie wir wissen, um Prag und hielten sich im übrigen bis zum Heranrücken der Amerikaner oder Russen sehr zurück. Eine einzige etwas dramatische Szene ist mir im Gedächtnis. Unsere LKWs und Funkwagen wurden noch in Pardubitz¹ von einer grölenden Menge umlagert, die sich weithin schon bewaffnet hatte. Aber als wir nur unsere Waffen zeigten – wir hatten lediglich den alten Karabiner 98 k, die Feldwebel bzw. Offiziere ihre Pistolen zur Verfügung –, zog sich die Menge zurück. Gut, daß es damals nicht zu einem Blutbad gekommen ist, das zwar innerhalb der Kampfhandlungen insgesamt nur eine kleine Episode dargestellt hätte, aber doch unnütz und sinnlos gewesen wäre. – Bei gelegentlichen Halts auf der Strecke verproviantierte sich jeder, so gut er konnte: Es waren alle Vorräte in deutschem Besitz freigegeben,

¹ Pardubitz (tschechisch Pardubice), Bezirksstadt (1939 358.000 Einwohner) südlich von Königgrätz.

und diese Chance nutzte jeder, so wie es Soldaten zu allen Zeiten getan haben. Plünderungen gab es in unserer Einheit auch damals nicht! Unser General, von dem ich jedenfalls nichts Negatives zu berichten wüßte und der die kleine Einheit geschickt durch die letzten Kriegsjahre – sogar aus dem Kurland-Kessel per Schiff – laviert hatte, hielt auf strenge Ordnung. Auch in Rußland oder im Baltikum durfte nicht geplündert werden: Wer mit den Einheimischen verkehrte, konnte mit ihnen auf der üblichen Basis – also mit Tabakwaren oder Schnaps gegen Lebensmittel – tauschen. Eventuell wurde auch mit Geld gekauft. Auf dieser Grundlage betraten wir nur selten bewohnte Häuser. Es konnte freilich seit Ende 1944 vorkommen, daß verlassene Häuser ‚inspiziert‘ wurden, falls sich dort etwas für uns Verwertbares fand. Eine zivile Kriegführung? Ich denke schon: Es war nichts ‚Ritterliches‘ daran, aber doch immerhin etwas Faires – nicht die Haltung des Marodeurs, der willkürlich mit fremdem Gut und Leben umgeht. Sicher gab es bei uns Kameraden, die unter bedenkenloser Führung auch derber und brutaler verfahren wären. Menschliche Verhaltensweisen hängen von vielen Faktoren ab, und ein Uniformierter richtet sich eben nach dem Verhalten des Vorgesetzten, der positives wie negatives ‚Vorbild‘ sein kann. Ich bin noch heute dankbar dafür, daß es auch positive Muster gab und daß ich auf diese Weise nicht in die Notlage geriet, zu plündern oder Menschen zu erschießen. Daß dies im zweiten Weltkrieg nicht gerade die Regel war, ist andererseits eindeutig. Man sollte – gerade in der heutigen immer wieder kritischen Situation mit weltweiten Krisenherden, in denen lokale Konflikte zu regionalen Kriegen, aber unter Umständen immer noch zu einem neuen Weltbrand führen können – immer wieder über die einfach grundsätzliche Grausamkeit und Unmenschlichkeit des Krieges nachdenken. Philosophen, Historiker, auch Politiker haben das seit Jahrtausenden immer wieder getan und entweder durch nüchterne Darstellung der Ereignisse oder durch leidenschaftliche Aufrufe gegen den Krieg die Menschen zur Mäßigung zu führen versucht: Wir wissen, mit welchem mäßigen Erfolg! Auch die – unter allen möglichen Aspekten – für den Frieden eintretenden Kirchen oder die UNO haben bestenfalls in ganz kleinen Schritten Kriegsgefahren abgebaut oder gebannt.

Die Gefangennahme

Unser Weg in die Kriegsgefangenschaft schien ziemlich einfach zu sein – die ganze Sache ging einigermaßen sang- und klanglos vor sich. Nachdem die Moldau in Richtung Píbram² überschritten war, kam es im Gelände zu Staus.

² Stadt südöstlich von Prag.

Enorme Fahrzeugkolonnen mit verschiedensten Autotypen gerieten dicht aneinander, dazwischen kleine Trupps verängstigter Infanteristen, die sich durch die Kolonnen hindurchschlängelten. Da es nicht voranging, fanden manche Vergnügen daran, die letzte Munition, darunter noch oft Panzerfäuste, auf freiem Feld zu verpulvern. Ruckweise ging es im Laufe von Stunden weiter, bis auch unsere Kolonne, die ihre Waffen inzwischen weggeworfen hatte, an einzelne amerikanische Posten geriet. Sie standen ziemlich harmlos am Straßenrand, beim jeweiligen Stop konnte man sich mit dem oder jenem verständigen. Haß oder Bösartigkeit habe ich dort nicht bemerkt – mancher schien sich eher zu freuen, wenn er auf englisch angesprochen wurde. Schließlich wurde auch unsere Kolonne auf ein riesiges Wiesenareal eingewinkt, auf dem die Fahrzeuge sich verteilen konnten. Das war der ganze Vorgang der Gefangennahme!

Die Amerikaner kümmerten sich tagelang kaum um uns. Die Bewachung war kaum spürbar, freilich wurde auch keinerlei Verpflegung verteilt. Wasser lieferte eine zufällig in der Nähe sanft sprudelnde Quelle. Wer sich keine ‚Marschverpflegung‘ besorgt hatte, war dumm dran. Schlafplatz bot meist nur der nackte Boden, der zeitig einsetzende Frühling half da über einige Unbilden hinweg. Etwaige Schlafplätze in den Fahrzeugen waren natürlich für die Fahrer und ihre nächsten Kumpels vorbehalten: Natürlich lockerten sich unter diesen Bedingungen die bisher noch vorhandenen Bande der Kameradschaft. Nur kleinste Gruppen hielten so oder so zusammen. Immerhin: Wir waren irgendwie noch Menschen und wurden von niemandem drangsaliert. Dann und wann kam ein Amerikaner, der sich gute Beutestücke bei den einzelnen einheimste: Es kamen aber nur ‚gehobene‘ Gegenstände wie Feldstecher, Füllhalter oder gute Uhren in Frage. Keiner empfand das wohl als besonderes Drangsali. Als hinterlistig und gemein aber empfand es jeder, daß ohne Ankündigung über Nacht die ‚Besatzer‘ wechselten. Statt amerikanischen tauchten nur noch russische und tschechische – oft einigermaßen phantastische – Uniformen auf!

Der Herrenwechsel

So hatten wir, nichts ahnend und über Nacht, nicht unseren Status, wohl aber die Herren gewechselt. Die amerikanische Unverfrorenheit, mit der die Führenden uns ohne weiteres anderen überließen, kann nicht beschönigt werden. Ich sehe dieses Verhalten nach wie vor als unfair an, als einen Willkürakt, der von der Führung nicht unwissend vollzogen worden sein konnte. Sie wußten schließlich, was sie damit anrichteten. Und meines Erachtens sind so auch die amerikanischen Besatzungsbehörden daran Schuld, daß zahlreiche

Deutsche, die im guten Glauben die Seite der westlichen Eroberer erreicht hatten, nun nicht nur jahrelang in östliche Gefangenschaft gerieten, sondern großenteils ihr Leben verloren – sei es in tschechischen Bergwerken, sei es anderswo. Wir merkten sehr schnell, daß jetzt ein anderer Wind wehte als in den wenigen Maitagen zuvor. Wir wurden ganz einfach ausgeplündert, soweit es überhaupt anging. Jetzt waren nicht mehr Ferngläser oder gute Uhren gefragt, sondern ganz einfach alles, was an unserer unbedingt nur bescheidenen Ausrüstung und wenigen vielleicht privat verbliebenen Gegenständen noch locken konnte. Mit Drohungen wurden wir vor allem zum sogenannten Schuhtausch gezwungen. Das meist äußerst schlechte russische Schuhwerk lockte jeden sowjetischen Soldaten, der sich nicht etwa mit konfisziertem Bata-Schuhwerk hatte ausrüsten können, zum Tausch mit den Stiefeln der deutschen Soldaten. Wir kamen dabei nicht nur schlecht weg: Wer nicht vorher Gehfehler hatte – ich trug damals von der Wehrmacht verordnete Einlagen – bekam sie spätestens jetzt: Die ‚Fußkranken‘ der Völkerwanderung können kaum mieser dagestanden haben. Natürlich – man gewöhnt sich an vieles, wenn man jung ist und überleben will. So ertrugen wir auch die zahlreichen Erniedrigungen, die Schläge und Fußtritte, die jedem verpaßt wurden. Dabei kamen die Höherchargierten bei uns besonders schlecht weg. Unseren General, den ich leider nie wieder sah, soll man arg mißhandelt haben. In der ersten Station für uns, einer Stadt mit kriegsbedingtem Pferdelaazarett, ging es besonders brutal zu. Offiziere wurden oft regelmäßig geschlagen und sonstwie mißhandelt: Wir einfachen Soldaten kamen oft etwas besser weg, was vielleicht als Ansatz zu einer ausgleichenden Gerechtigkeit gemeint war.

Mein erster ‚Arbeitsplatz‘ war in dem genannten Pferdelaazarett. Als Großstadtjunge aus Leipzig verstand ich absolut nichts von der Psyche dieser Vierbeiner, wenn ich auch hier und da bei kurzen Sommerferien auf Bauernhöfen mit Pferden zu ‚tun‘ gehabt hatte.

Arbeit und Umstände genug gab es mit den Pferden, diesen schönen, aber unruhigen Tieren, mit denen man meines Erachtens viel weniger harmonieren kann als mit friedliebenden Kühen. Natürlich durfte ich nur die niedrigsten Arbeiten tun, denn es gab einige Kameraden, die sich mit den Reittieren auskannten und die ‚Auszeichnung‘ erhielten, gelegentlich einem solventen Käufer ein Tier vorzuführen. Unsere Lage war auf Wochen hinaus erbärmlich – ehe sie dann noch schlimmer wurde. Wir hatten keine Lagerstätte, bestenfalls ein Eckchen in der Futterkammer. Und die Ernährung war so erbärmlich, daß wir aus dem Pferdefutter, gequetschtem Hafer, die Flocken herauszupicken suchten. So verging der Mai im eintönigen Trott, sofern einen nicht die Pferde beunruhigten, einmal wegen ihrer eigenen Lage – die meisten waren ja marode, manche schliefen im Stehen, andere im Liegen – zum anderen wegen unserer miserablen Gegenwart und der ganz im Dunkel liegenden Zukunft.

Was Wunder, wenn einem dann Gedanken kamen, die monomanisch nur auf eines hinzielten: Auf eine Flucht aus diesem Elend. Ich verständigte mich mit zwei Kameraden, und infolge mangelhafter Bewachung gelang uns eines Nachts der Ausbruch aus diesem Pferdekrankenhaus.

Alles ging zunächst gut, zwei oder drei Tage lang. Das Gebiet war waldig und knapp besiedelt. Und da wir uns vorsichtig im Wald und auf Schleichwegen vorwärts zwangen – denn bald setzten Hunger und Durst uns mächtig zu – kamen wir ganz gut vorwärts, im Zickzackkurs in nordwestlicher Richtung. Es war ein Gebiet, das zum Brdy-Wald gehörte, in dem man nur hier und da auf alte Bunker stieß: Gewiß Reste eines Verteidigungssystems, das um 1938, vielleicht erst nach der Abtrennung des Sudetenlandes von der Tschechoslowakei, angelegt worden war. Auf eine größere Straße stoßend, trafen wir auf ein Waldarbeiterhaus; und da uns der Hunger immer mehr bedrängte, baten wir dort um Brot, das auch – vielleicht mit einigem Widerstreben – gegeben wurde. Damit aber nahte ein neues Verhängnis. War nun in diesem Haus ein Telefon oder gab es eine andere günstige Nachrichtenübermittlung der Tschechen – jedenfalls wurden wir bald von Polizeiposten gestellt und so wieder eingefangen. Ein niederschmetterndes Erlebnis!

Man lieferte uns einem Partisanentrupp aus, einem von der übleren Sorte, obwohl sich auch dort die unterschiedlichsten Typen fanden. Jedenfalls wurden wir gründlich verhört und geschlagen; nachdem man unseren vorhergehenden Standort festgestellt hatte, gab es eine neue Arbeitseinteilung. Was hatten wir hier zu erwarten? Natürlich kaum Gutes, obwohl es merkwürdigerweise keine gezielte Überwachung gab. Doch die Partisanen lauerten überall im Dorf Miroschau³, das sogar von einer Bahnlinie durchquert wurde, herum. Für die Mühen ihrer ‚Konstituierung‘ und der Quälerei der Gefangenen ließen sie sich jedenfalls reichlich entschädigen. Die Dorfbewohner – oft mit ihren verwandt und teilweise anfangs auch auf sie stolz – mußten ihnen das Notwendige liefern. Wer weiß, wovon sie sonst lebten – Arbeit war jedenfalls nicht für sie eingeplant. Gewiß war ihnen unmittelbar nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands viel Beute in die Hände gefallen: Und sie zeigten uns auch stolz und zugleich drohend mehrere Hügel, in denen 60 oder 80 SS-Leute verscharrt gewesen sein sollen. Ich bezweifle das nicht, denn es wurde uns schließlich gnädig gestattet, uns von dort mit dem Allernotwendigsten zu versorgen, etwa mit Rasierapparaten und anderen Kleinigkeiten, die sie selbst verschmährt hatten.

Man mag über alles, was dahintersteckt, unterschiedlich denken können: Die Niedermetzlung Unbewaffneter kann stets nur Grauen erwecken und ist überall und zu allen Zeiten ein Rückfall ins Barbarische, ein Atavismus, den

³ Miroschau (tschechisch Mírošov), Dorf bei Pilsen.

Menschen mit einer gewissen Kulturstufe überwunden haben sollten. Daß wir unter solchen Umständen weiter dahinvegetieren konnten, nimmt mich heute wunder. Aber einmal stand der nackte Zwang dahinter, für die mit Pistolen und Peitschen bewaffneten Partisanen zu arbeiten, zum anderen war unser Lebenswille noch ungebrochen – übrigens auch bei etwas Älteren, teilweise Offiziersrängen bis zum Major aufwärts. Mir ist heute deutlich, daß es solchen Kameraden, die – so als Polizisten in den besetzten Gebieten - manche Greueltat mit begangen haben mögen – schwerer gefallen sein mag, sich anzupassen, als uns Jüngeren und ‚Ungraduierten‘. Freilich macht die Situation einer solchen Gefangenschaft – auch in unserem so fragwürdigen Jahrhundert doch wenigstens die Ausnahme - die Menschen zeitweilig gleich. Der egalitäre Trend, der Menschen hinter (sichtbaren oder unsichtbaren) Gittern vereint, ist unglaublich stark und führt auch mindestens zeitweilig zu Ansätzen der Solidarität. Man braucht Solschenizyn oder Kopelew nicht gelesen zu haben, um dies zu verstehen: Zumindest führt das eigene Erleben und die Erinnerung daran ebensogut darauf hin. So sehr manche Details einer so lange zurückliegenden Zeit verschwimmen, ebenso sehr werden andere deutlicher: Und vor allem prägt sich die Erinnerung an das Gesamterleben deutlicher aus, es wird also leichter, Akzente zu setzen als im Moment des Erlebens und Erleidens selbst.

Die meisten Sommerwochen des Jahres 1945 war ich mit einigen anderen Kameraden in einem riesigen Kuhstall – Relikt eines Ritter- oder Staatsgutes – tätig. Wir hatten die etwa 50 Kühe dieses Komplexes zu betreuen, soweit man darunter die schmutzige Arbeit versteht.

Der Versuch zu melken – eine auch nicht einfache Arbeit für Ungeübte – wurde mir nur einmal gestattet. Im übrigen durften wir das Futter verteilen und vor allem den Mist beseitigen. Die Arbeit war nur insofern direkt ekelhaft, als der Aufbau und die ‚Bestückung‘ eines Misthaufens seine Tücken hat. Es geht auch dabei nur mit Routine und einer gewissen Systematik. Aber wir gewöhnten uns daran, ebenso an das Heranholen des Futters, das auf einer kilometerweit entfernten Wiese aufgeladen werden mußte. Die Arbeit war schwer – denn die Ernährung war nicht eigentlich schlecht, aber doch mangelhaft. Hierbei kam uns nun die menschliche Freundlichkeit eines Slowaken zu Hilfe, der den Kuhstall als ‚Oberschweizer‘ betreute. Der Mann erschien als geistig wenig beweglich, vielleicht war er es auch. Aber er hatte sich einen erstaunlichen natürlichen Anstand bewahrt, der auch uns Kriegsgefangenen zugute kam. Nach jedem Melken teilte er uns jedenfalls eine Ration Milch zu, die wir, nur mit alten Konservendosen versehen, aus diesen Gefäßen schlürften. Ich nehme unbedingt an, daß uns diese Gabe für die nächste Zeit vor völliger Entkräftung bewahrt hat. Mich wundert freilich, daß die Partisanen diese Handhabung nicht unterbunden haben und dem Schweizer noch

in anderer Hinsicht freie Hand ließen. Jedenfalls lief er an einigen Abenden zusammen mit uns zu einem nahe gelegenen Badeteich, wo wir Gelegenheit zum Schwimmen hatten. Solche positiven Eindrücke inmitten einer miserablen Gesamtsituation prägten sich natürlich ein, und ich denke noch heute dankbar an diesen schlichten Menschen – dessen Namen ich wie viele andere aus dieser Zeit vergessen habe. Ich meine, er habe Anton, jedenfalls nach unserer Aussprache, geheißen. Als moralische Person hob er sich natürlich enorm von all den anderen Gestalten ab, die damals uns gegenüber das ‚Sagen‘ hatten.

Da wäre etwa der Partisanenhauptmann zu nennen, eine zwielichtige, leicht behinderte Gestalt, die gemeinsam mit einem Leutnant seinen Trupp und vor allem uns in der Gewalt hatte. Gelegentlich ließ er Appelle abhalten und gab jedenfalls gehörig an. Etwas später wurde er wohl nach Prag ‚berufen‘: Vielleicht zwecks Beförderung, vielleicht auch nur zu einer Überprüfung. Denn es war nicht nur unser Eindruck, daß diese Gruppierungen, die sich im Mai 1945 – oder natürlich auch vorher – gebildet hatten, scharf miteinander rivalisierten. Ich weiß nicht, wie dicht das Netz dieser halb- oder paramilitärischen Organisationen war, jedenfalls gab es unter ihnen auch zahlreiche interne Kämpfe. Höhere Dienstgrade wurden ebenso bewundert wie beneidet und mögen in der sich herausbildenden ‚Volksrepublik‘ oft einen schnellen Aufstieg oder einen schnellen Niedergang gefunden haben. Denn es gab bereits so etwas wie einen Klassenkampf, der vor allem in industriell geprägten Gegenden spürbar war. Daß auch in Miroschau Ansätze zu zahlreichen Auseinandersetzungen vorhanden waren, ist selbstverständlich – letztlich war und wurde auch die bloße Zivilbevölkerung von den Partisanen terrorisiert. Vielleicht dies umso mehr, als sich in der Nähe jedenfalls noch ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager befand, das Ende Mai unser eigentliches Ziel beim ersten Fluchtversuch gewesen war. Wie schade, daß mancher Erinnerungsfaden im Laufe langer Jahre verlorengeht, so daß ich nichts Näheres über die Stimmung in diesem Dorf sagen kann, das insgesamt nichts anderes gewesen sein dürfte als jedes beliebige Dörfchen im mittleren Böhmen. Das eine scheint mir deutlich: Die Verelendung, die Schädigung durch den Krieg, war dort keinesfalls größer als in Deutschland, wo die Leute mehr in den zerbombten Städten als auf dem ‚flachen‘ Land seit langem hungerten.

Es muß noch Ende Juli 1945 gewesen sein, als wir insgesamt – vielleicht 30 bis 40 Mann stark – in ein anderes Camp mit dornigen Lagern verlegt wurden. Die Partisanen von Miroschau waren irgendwie in ‚Ungnade‘ gefallen, und wir wurden zu einer anderen, besser legitimierten Einheit in der Nähe transportiert. Hier war, selbstredend, nichts besser, eher sank das gesamte Niveau ab. Wir hausten beengt in Baracken, auf kümmerlichen Strohsäcken und in ziemlicher Enge. Die Besatzung des Camps gefiel sich besonders stark im

Bramarbasieren und wollte straff begrüßt werden. Erinnerunglich ist mir vor allem die miserable Behandlung, die sie gefangenen Tschechen angedeihen ließen, die offenbar als Kollaborateure galten. Sie wurden mit schöner Regelmäßigkeit verprügelt, während man uns hauptsächlich zu schwereren Arbeiten – etwa im Brunnenbau – benutzte oder nach auswärts ‚verlieh‘. Der antike Sklavenhändler kann mit seinen Untergebenen nicht sorgloser umgegangen sein, ja er war normalerweise an deren ‚minimalem Wohlergehen‘ interessiert, da sie ihn doch Geld kosteten, also ein Kapital darstellten, das nicht schwinden sollte, sondern sich zumindest zu amortisieren hatte. Dieser Gesichtspunkt spielte für unsere ‚Herren‘ keine Rolle, da sie über genügend ‚Menschenmaterial‘ verfügten. Ihr Verhalten war überwiegend von Haß und einem kaum begründeten Überlegenheitsgefühl bestimmt: Man merkte es vor allem, wenn man gelegentlich mit Russen in Berührung kam, die in der Nähe eine kleine Garnison hatten. Man konnte sich mit ihnen – wer hatte auch an der Ostfront mehr als einige Brocken Russisch aufgeschnappt? – gebrochen, teilweise mit Hilfe der Gebärdensprache, verständigen, wobei die einzelnen meist einen zugänglichen Eindruck machten. Dieser oder jener gab einem etwas getrocknetes Brot, das sie auch als Pferdefutter verwendeten: Ihre Auswahl im Nahrungsmittelsortiment war nicht groß, und weithin wurde von erbeuteten deutschen Beständen gelebt, so von Marmelade oder Margarine. Natürlich kam es auch dabei kaum zu Verständigung im breiteren Ausmaß. Aber mir erschienen die meisten Russen damals im Vergleich zu den Tschechen als gutmütiger, in gewisser Hinsicht auch als zugänglicher. Wenn der eine mir sagte: „Ihr arbeitet bloß zehn Jahre hier – dann dürft Ihr schon wieder nach Hause“ – dann war dies ja kein Zynismus, sondern die Meinung einfacher, um nicht zu sagen: primitiver Menschen, die sich eine ‚niedrigere Strafe‘ kaum vorstellen konnten.

Bei uns konnten solche Äußerungen natürlich, falls man nicht völlig auf stur schaltete, zu Depressionen führen. Man kannte ja die russische Mentalität zu wenig, und der Name Solschenizyn war damals noch völlig unbekannt. Wenn andere Russen sagten, Stalin hat erklärt (es war die berühmte Wendung: Stalin skasal), die Kriegsgefangenen dürfen nicht geschlagen werden, so war auch das ein geringer Trost: Hätte der große Diktator seine Meinung nicht schnell einmal ändern können, wie es solche Selbstherrscher ohnehin gern tun?

Jedenfalls gaben mir Begegnungen mit einfachen russischen Soldaten damals viel zu denken. Meist war das Ergebnis niederschmetternd – und das, wie gesagt, ohne böse Absicht der Russen. Ein- oder zweimal sprach ich – hier ist der Begriff angebracht – mit einem Sergeanten, der ein erstaunlich gutes Deutsch konnte. Ich fragte ihn, weshalb er denn nicht Offizier sei, weil sein Bildungsgrad doch den Durchschnitt weit überragte. Und er erklärte mir, er sei nicht in der Partei, weshalb er es eben nur zum Sergeanten bringen könne! Die Episode wäre mir kaum im Gedächtnis haften geblieben, wenn sie nicht sofort

oder sehr bald zu manchen Überlegungen geführt hätte: Es kam also gerade in der Sowjetunion auf die Gesinnung, auf das Parteibuch an – nicht oder jedenfalls weniger auf die Leistung. Sogar Hitler hatte es in den freilich kürzeren Jahren, die ihm als Herrschaftsperiode vergönnt waren, nicht fertig gebracht, die Offiziere zu völliger Parteihörigkeit zu bringen. Ich habe kein eindeutigeres Material, meine aber doch, daß vor allem viele Reserveoffiziere der Partei nicht angehörten und daß auch die Berufsoffiziere nur in einem gewissen Maße in die NSDAP integriert waren. Über solche Dinge wurde nach meiner Erfahrung in der Wehrmacht auch selten gesprochen, zumindest nicht in den Mannschaftsbereichen. Es interessierten einfach ganz andere Dinge.

Doch zurück zu diesem Abschnitt des Lagerlebens. Ich erinnere mich an die Zwangsarbeit an einem Brunnen, der dort unter Anleitung eines tschechischen Technikers gebohrt werden sollte. Eine kleine Kolonne von uns mußte endlos oft das entsprechende Gestänge zusammensetzen und wieder auseinandernehmen, um nur einige Zentimeter tiefer in den Boden zu gelangen. Was aus diesem Projekt geworden ist, weiß ich nicht. Man wurde bald wieder von dort abgezogen, wobei ich mich an eine kleine Auseinandersetzung mit gefangenen deutschen Offizieren erinnere. Der eine war Major, deshalb mochte er sich auch hier auszeichnen wollen, was in die Psychologie eines Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiters wirklich nicht hineingehörte. Ich habe den betreffenden ‚Kameraden‘ dann völlig aus den Augen verloren.

Mein nächstes Kommando – von demselben Lager ausgehend – war besonders unangenehm und nicht zuletzt schädlich. Eine Gruppe von uns wurde in einem primitiven und schmutzigen Barackenlager in der Nähe von Přebram untergebracht und mußte täglich zwecks Reparatur einer Landstraße ausrücken. Die Landschaft war angenehm, in der Ferne leuchteten Wälder, möglicherweise auch ein Schloß. Aber mit den primitiven Hacken und Spaten, die man uns in die Hand drückte, ging natürlich nichts voran. Uns konnte das freilich gleichgültig sein. Aber ich hatte dort einen zumindest unangenehmen Unfall. Wir mußten unser Essen irgendwo in Kübeln holen, die auf dem Rücken getragen wurden. Als ich einmal an der Reihe war, lief mir die heiße Suppe – der Kübel war offensichtlich nicht gut verschlossen – den Rücken hinunter. Es gab eine abscheuliche Verbrennung. Ärztliche Hilfe wurde nicht versagt, aber doch zögernd gegeben. Ich mußte mit einem Wachtposten zur Seite durch die Stadt marschieren, selbstverständlich auf der Fahrbahn. Nicht nur für Hunde war das Trottoir zu gut! Erschütternder war folgendes: Der erste Arzt, den wir konsultieren wollten, weigerte sich, einen Deutschen zu behandeln! Mich hat dies damals nicht so erschüttert wie heute in der Rückblende. Wir wußten beim besten Willen nicht, ob den Tschechen durch das Nazi-Regime so viel Unrecht angetan worden war, wie dann immer behauptet wurde. Eine solche Haltung bei einem der ‚Helfer der Menschheit‘ war trotz-

dem sehr deprimierend. Von Albert Schweitzer hatte der gute Mann offenbar nie gehört – aber das wäre auch nicht nötig gewesen. Und er lehnte die Behandlung nicht etwa wegen Überlastung oder eigener körperlicher Behinderung ab, sondern eben aus grundsätzlichen Erwägungen. Der nächste Arzt war zugänglicher und hat mir jedenfalls den erforderlichen Notverband angelegt. Ich wurde dann auf irgendeine Weise ins Lager zurückgebracht, nicht geschont, aber doch immerhin von einem ‚kriegsgefangenen‘ deutschen Arzt weiterbehandelt. Neben dem nervlichen Schock, den das Ganze innerhalb der Misere des Kriegsgefangenen-Daseins auslöste, sind wohl keine direkten körperlichen Beschwerden von diesem Unfall geblieben. Allerdings weiß ich nicht, wie gründlich diesbezügliche Untersuchungen, die man im Laufe von Jahrzehnten bei Hunderten von Arztbesuchen erlebt hat, gewesen sind.

Es war irgendwann im August, als ich – wohl mit einer kleinen Gruppe – wieder abgeschoben wurde, diesmal in eine große Eisengießerei. Der Ort ist auf einer alten, mir zugänglichen Karte als Horowitz bezeichnet und liegt etwa auf der Linie Prag-Pilsen, mehr nach der durch sein Bier bekannten Stadt zu. Landschaftlich war es hier etwas öde, es gab nach meiner Erinnerung neben der Gießerei aber eine Menge landwirtschaftlicher Betriebe. Das sollte für das ‚freiwillige Ende‘ meiner Kriegsgefangenschaft nicht ohne Bedeutung bleiben. Wir lagen hier – insgesamt etwa 50 Mann – in einem der üblichen Strohsack-Massenquartiere, ziemlich zusammengepfercht, aber unter eben noch erträglichen Bedingungen. Wir hatten selbstverständlich alle mögliche Schmutzarbeit im Betrieb zu machen: Man hatte Karren mit Abraum auf eine Hunderte von Metern entfernte Halde zu kippen oder große Gußteile zu putzen. Mit unserer Arbeit nahm man es vor allem anfangs sehr genau. Ich erinnere mich, wie der zuständige Meister mich immer wieder zu den fertig geputzten Teilen zurückschickte – sicher aus Schikane. Oder nicht? Im Laufe relativ weniger Wochen erlangte man nämlich Einblicke, wie sie bei dem sonstigen Lagerleben nicht möglich gewesen waren. In der Tschechoslowakei entbrannte jetzt immer stärker ein Klassenkampf, der schon erhebliche Ausmaße annahm. Natürlich leuchtete uns nur sporadisch ein deutlicheres Licht. Unsere ärgsten Gegner waren dort nicht etwa die Meister, Techniker oder die Leute vom Büro, sondern die einfachen Arbeiter. Sie sprachen, nach meiner Erfahrung seit Mai, kein Wort Deutsch – während die höheren ‚Dienstgrade‘ doch zumindest gelegentlich, in unbeobachteten Momenten, auch ein deutsches Wort fallen ließen. Ein technischer Assistent, sogar von der Erscheinung her nett und freundlich, verschaffte mir sogar deutsche Bücher und versprach mir, mich in der Kernstube unterzubringen. Das wäre ein enormer Vorteil gewesen, denn sonst hatten wir, wie erwähnt, nur die schmutzigsten und unangenehmsten Arbeiten zu verrichten. Wenn es gelegentlich erlaubt wurde, daß wir kleinere Teile gießen durften, war das schon eine Art Auszeichnung.

Immerhin wirkte sich also der erwähnte Klassenkampf auf uns aus, wobei man von keiner eindeutigen und einheitlichen Linie sprechen kann. Aber einem zwangsläufig abgestumpften Kriegsgefangenen tut es schon wohl, wenn auch einmal freundlich und menschlich mit ihm gesprochen wird. Wir hatten uns auch irgendwie die Erlaubnis verschafft, nach Arbeitsende – etwa nach 14 Uhr – in Begleitung zu Bauern zu gehen, um dort gegen Naturalvergütung zusätzlich zu arbeiten. Manche dieser Bauern waren bössartig, andere hatten doch auch gutartige Züge – was man am ehesten an der Art und Menge der zugeteilten Sonderration merkte. Das Essen in dieser Gießerei war nicht schlecht, aber viel zu knapp. Für einen jungen Menschen, der mehr als acht Stunden täglich schwer zu arbeiten hatte, reichte es absolut nicht aus, so daß die gelegentliche Zusatzarbeit und -ernährung einigen von uns willkommen war. Und wurde bald sie eminent wichtig.

Wir hatten nämlich die Erlaubnis erhalten, einen ‚Rot-Kreuz-Brief‘ nach Hause zu schreiben. Wie es auch bei strenger Kontrolle zu gehen pflegt: Es sprach sich herum, daß diese Briefe gar nicht abgesandt, sondern vernichtet worden seien. Das ließ schlimme Visionen bei uns aufsteigen. Man hatte uns schon im Mai die Identität genommen, also galt dies weiter. Sicherlich wollte man uns – wie die russischen Soldaten in ihrer Naivität ja auch ausplauderten – Jahre oder Jahrzehnte lang festhalten, möglicherweise sogar für Bergwerksarbeit verwenden, wovon ständig die Rede war. Man verständigt sich in solcher Situation meist schnell und ohne besondere Komplikationen.

Es fanden sich vier von uns, verschiedenster ziviler wie militärischer Herkunft zusammen, um eine Flucht vorzubereiten. Denn man durfte nicht so dilettantisch vorgehen, wie es bei der Flucht im Mai geschehen war. Vor allem galt es, Eßbares mitzunehmen, also Brot, das fortan sorgsam gespart wurde. Die Arbeit beim Bauern half dazu, einen gewissen Vorrat ‚anzulegen‘. Natürlich überprüften wir auch insgeheim unser unentbehrliches Arsenal an Gegenständen. Wir besaßen ja blutwenig und hatten jedenfalls einen langen Marsch vor uns. Vor allem mußten Löffel und eine Decke mitgenommen werden: Mäntel besaßen wir natürlich nicht. Inzwischen rückte der November heran.

Noch heute ist mir vieles an dieser Flucht rätselhaft. Denn die Jahreszeit war ungünstig, und wir begaben uns in ein Unternehmen, das mannigfaltige Gefahren in sich barg. Wir kannten uns untereinander nicht sehr genau, und wir hatten keine deutlichen Chancen, uns – des Landes und der Sprache unkundig und an unserer Drillichkleidung auch von weitem als ehemalige deutsche Soldaten erkennbar – die ersehnte Freiheit zu erkämpfen. Immerhin waren mindestens 100 km Luftlinie – also im Gelände etwa 200 km zu überwinden, um westwärts auf bayerisches Gebiet zu gelangen. Eines ist sicher: Wir hatten keine Bedenken, einen Ort schimpflicher Gefangenschaft zu

verlassen, uns drückte kein Unrechtsgefühl. An Wiedergutmachung für die Kriegsschäden war nicht zu denken, zumindest instinktiv lehnten wir eine Kollektivschuld ab – etwas, worüber noch heute von Theologen oder Psychologen weithin gerätselt wird. Wir vier hatten keine, zumindest keine erhebliche Schuld auf uns geladen, wir waren sämtlich, auch der eine Kamerad, der es bis zum Leutnant gebracht hatte, Befehlsempfänger gewesen und hatten das getan, was man uns im Bösen ‚erklärt‘ hätte, wenn es im Guten nicht gegangen wäre. Hinzu kam natürlich – was heute allzu oft vergessen wird –, daß wir als Deutsche im Krieg gewesen waren, nicht als Anhänger Hitlers. Daß die Kriegsschuldfrage heute erneut aufgerollt ist, steht auf einem anderen Blatt: aber zumindest hätte es keiner von uns akzeptiert, daß schuldlose Soldaten, die weder geplündert, noch sich sonst irgendwelcher persönlicher Vergehen schuldig gemacht hatten, jahrelang für die Schuld von Politikern geradestehen sollten. Dies ist, kurz gesagt, auch heute – angesichts enormer neuer Verfehlungen im politischen und militärischen Bereich in vielen ‚Weltgegenden‘ durchaus noch mein Standpunkt.

Ende einer Flucht, Ende der Unfreiheit

Soviel mir bewußt, begann unser Ausbruch am 9. November. Es war eine normale Nacht: Das Werk war relativ leicht zu verlassen, da es keine Wachtposten gab, und die Umzäunung hier und da Schäden aufwies. Wir begaben uns möglichst schnell auf den richtigen Kurs, wobei nichts anderes als die Orientierung nach den Sternen und mit Hilfe einer winzig kleinen Karte uns zugute kam, die der eine Kamerad besaß.

Von der ersten Nacht war kaum etwas zu vermelden. So schnell wie möglich begaben wir uns in den Schutz dichter Wälder, die damals für die Gegend bezeichnend waren. Ob sie jetzt noch stehen, weiß ich nicht. Wir wurden – das war uns auch von vornherein klar – für einige Zeit zu Waldläufern, die sich zwar nicht vor wilden Tieren, wohl aber vor jedem menschlichen Wesen in Acht zu nehmen hatten. Das heißt also: Bewegung nur bei Nacht und quer durch das Gelände, am besten durch Wälder oder doch im Schutz von Bäumen und sonstiger Deckung. Dörfer waren unbedingt zu meiden. Sie waren sämtlich hell beleuchtet – eine Passage der Siedlungen war also gerade auch nachts überaus gefährlich. Viel eher mußten Bäche durchwatet und Flüsse durchschwommen werden – auch wenn es dabei zu einem Debakel kam.

Nach zwei oder drei Nächten durchquerten wir auf dem Gleis einer Nebenbahnstrecke das schon erwähnte Miroschau. Einzelheiten sind mir entfallen, ich weiß nur, daß wir in diesem Fall bewußt einmal eine Siedlung durch-

querten, weil die Bahnstrecke einsam war und uns in die gewünschte Richtung führte. Der endlose Marsch auf den Bahnschwellen erinnert mich an so manchen Western, den man seitdem gesehen hat. Es ist schon ein merkwürdiges Gefühl, sich von Schwelle zu Schwelle zu schleichen, immer gegenwärtig, daß man doch gesehen wird. Solche Märsche sind außerdem sehr anstrengend - ich würde keinem raten, einmal längere Strecken etwa zum Spaß auf Bahngleisen zu laufen.

Bei uns machte sich überhaupt längst eine Ermüdung bemerkbar. Wir waren seit Tagen unterwegs, bei Helligkeit an versteckter Stelle in die Wehrmachtsdecke gehüllt etwas Schlaf suchend, von Hunger – mehr aber schon von Durst gepeinigt. Auch Novemberwetter läßt sich trotz seiner Feuchtigkeit schwer ertragen, wenn man zum noch vorhandenen trockenen Brot nichts zu trinken hat. Hinzu kam die Plage durch zunehmende Fußbeschwerden und Überreizung der Nerven. Bald mußten wir uns unter dem Zwang der Verhältnisse sogar trennen. Nur einem, dem Stärksten von uns, gelang das Überqueren eines angeschwollenen Flusses auf einem primitiven Floß. Wir drei ‚Hinterbliebenen‘ passierten ein benachbartes Dorf, von Hundegebell verfolgt, aber ohne Verfolger auf uns zu ziehen. Den vierten Kameraden haben wir nicht mehr gesehen – er dürfte sein Ziel aber erreicht haben.

Diese zufällige Trennung war einer der dramatischsten Momente dieser Flucht. Nach Tagen und Nächten einer solchen Strapaze ist man aber zu erschöpft, um noch auf alles zu reagieren – man wird, wie man es dem Soldaten nicht zu Unrecht nachsagt, stur und abgestumpft; die Sinne bleiben bestenfalls noch eben so wach, daß man Gefahren instinktiv zur Kenntnis nimmt. So ging es uns in der Nähe von Bischofteinitz⁴. Leichtfertig liefen wir – eine große Ausnahme – im Morgengrauen auf einer Landstraße, die tatsächlich in die richtige Richtung führte. Aber es sahen uns einige andere ‚Frühaufsteher‘, Landleute, denen wir nicht hätten begegnen sollen. Natürlich bogen wir möglichst schnell in unwegsames, waldiges Gelände ab. Doch kam es mindestens zum Versuch einer Verfolgung, denn wir hörten bald Schüsse in der Nähe. Hastig eilten wir weiter, bis ein versteckter Tümpel uns Schutz zu gewähren schien. Mit den letzten Resten des aufgesparten Brotes zusammen stillten wir aus dem fragwürdigen Gewässer unseren Durst. Beides – die Verfolgung wie das kalte Wasser – hatten keine sichtbaren Folgen. Aber wir waren fast zu träge und zu depressiv geworden, um noch viel miteinander zu beratschlagen. Irgendwie verging auch dieser trübe Tag.

Es wurde uns bewußt, daß wir jetzt schon im Gebiet ehemaliger sudetendeutscher Siedlung waren. Das konnte Hilfe oder gar Rettung bedeuten! Man konnte sich zwar lebhaft vorstellen, daß diese Menschen einge-

⁴ Bischofteinitz (tschechisch Horšov Tyn), Stadt 40 km südwestlich von Pilsen.

schüchtern, wenn nicht gar größtenteils bereits ausgesiedelt waren. Aber wir hatten Glück im Unglück. In der Abenddämmerung schlichen wir uns an ein Haus, aus dem man bei angestrengtem Zuhören deutsche Worte herausdringen hörte. Für uns ein verheißungsvolles Omen. Wir machten uns bemerkbar und wurden auch aufgenommen. In dem bestenfalls mittelgroßen, schlichten Bauernhaus waren quasi Massen von Menschen zusammengedrängt, die auf ihre Ausweisung warten mußten. Aber direkt bewacht waren sie nicht und gaben uns freundlich von ihrer Armut ab. Seit mindestens 8 Tagen bekamen wir erstmals wieder etwas Warmes in den Mund, wenn es auch sicher nur Ersatzkaffee mit Milch war. In solcher Situation jedenfalls ein Labsal, zumal zugleich doch ein Kontakt zu Landsleuten geschaffen war. Sie waren begreiflicherweise sehr verängstigt und suchten uns bald loszuwerden. Aber sie gaben uns doch zugleich wichtige Fingerzeige für den weiteren Weg zur bayerischen Grenze, ebenso ein Anlaufziel. Dies wurde dann – nach meiner Erinnerung schon am nächsten Tag – ohne große Komplikationen erreicht. Und hier ergab sich noch ein besonderer Glücksumstand: In diesem schon grenznahen Haus machte auch ein Schmuggler Rast, der am nächsten Tag auf ihm gut bekannten Wegen nach Bayern hinüber wollte. Wir drängten ihn, uns mitzunehmen, und er willigte schließlich auch ein. Ohne seine Führung wäre der Grenzübergang sicher ziemlich kompliziert geworden. Gewiß gab es noch keine Grenzschutzanlagen, aber Zöllner und andere Beamte machten dieses Gebiet für uns Geländeunkundige besonders gefährlich. Wir waren jetzt relativ zuversichtlich, und das sollte sich auszahlen. Zusammen mit diesem Mann, an den ich noch heute dankbar zurückdenke, brachen wir im Schutze dichten Waldes auf. Es ging hügelan, und infolge der tagelangen Anstrengungen und der nur zu berechtigten Aufregung kam bei mir ein Schwindelgefühl auf, eine Art kurzer Bewußtlosigkeit, die aber bald überwunden war. Wir schritten weiter aus, so gut es ging, wobei unser Führer auf kleinste Zeichen auf dem Schleichweg und in dessen Umgebung Acht gab. Erfreulicherweise gab es keine unliebsame Überraschung, bis uns der Ortskundige mitteilen konnte, daß wir bereits auf bayerischem Gebiet seien. Welch freudige Überraschung! Der Schmuggler tat noch ein letztes für uns: Er lieferte uns auf einem Bauernhof ab, der im wesentlichen von einer älteren Witwe geführt wurde. Hier konnten wir uns in der Wärme des Kuhstalles aufhalten, und auch die nötige Verpflegung war gesichert. Erleichterung kam eigentlich erst allmählich auf. Wir waren alle drei zu sehr erschöpft, um uns lang und breit zu unterhalten oder so etwas wie die ‚Auswertung‘ unserer gelungenen Flucht vorzunehmen. Erst nach Tagen konnten wir darangehen, mit unseren paar Habseligkeiten aufzubrechen, nachdem wir uns von der Hausfrau herzlich verabschiedet hatten.

Man muß sagen, daß damals eine enorme Hilfsbereitschaft in Bayern vorherrschte, etwas, was ich später nie und nirgends mehr erlebt habe. Wo man – in unserer Situation und in unserem Drillichzeug – anklopfte, wurde man freundlich aufgenommen und zumindest mit dem Nötigsten versorgt. In diesen Grenzgebieten zumal war man aufgeschlossen und übte täglich echte Hilfsbereitschaft, zumal in den katholischen Gegenden. Aus dem Gebiet um Waldmünchen kamen wir, meist zu Fuß, bald nach Schwandorf, wo es einige nette menschliche Begegnungen gab. Man riet uns, nach Weiden in ein sogenanntes Amerikanisches ‚Entlassungslager‘ zu gehen, was mir zupaß kam, zumal ich ohne ein Ausweispapier nie nach Leipzig, in die Ostzone, hätte gelangen können.

Damit schließt sich für mich fast schon ein gewisser Lebenskreis, der nur mit dem Stichwort „Dornige Lager“ umgriffen werden kann. Es ist unmöglich, nach so vielen Jahren alle Mißlichkeiten dieser Monate zu erfassen – ebenso wie, vielleicht einiges Positives der Vergessenheit anheim gefallen ist. Aber der Mensch hinter Gittern – sichtbaren oder gelegentlich unsichtbaren – ist kein Mensch im Vollsinn des Wortes. Schon die alten Griechen wußten, daß Sklaverei, ursprünglich zumeist aus der Kriegsgefangenschaft hervorgegangen, kein menschenwürdiger Zustand ist: Nur fanden sie ebensowenig wie so viele nachfolgende Generationen und Gemeinschaften kein geeignetes Mittel, gegen diesen unwürdigen, antihumanen Zustand grundsätzlich vorzugehen. Leider sind wir ja sogar heute noch nicht soweit, menschenfeindliche und sklavenartige Zustände zu verhüten, sei es im Kriegsfall, sei es bei der Befreiung eines Landes, sei es bei der Zusammenfügung zweier getrennter, ursprünglich zusammengehöriger Landesteile! Wer, wie so viele meiner nun aussterbenden Generation, Kriegsgefangenschaft und einen sklavenartigen bzw. pariaähnlichen Zustand im Totalitarismus erlebt und erlitten hat, wird Weiteres dazu sagen können, ohne daß sich die Thematik je erschöpfen ließe. Ich erinnere mich daran, wie empört ich vor längeren Jahren war, als ein Tübinger Kollege behauptete, die (antike) Sklaverei sei doch ein „lebbarer Zustand“ gewesen. Wer so urteilt, ist vom Schicksal entweder maßlos verwöhnt worden, so daß er sich hochmütig über die Nöte anderer hinaushebt, oder er verabsolutiert möglicherweise die Bereitschaft einiger weniger Menschen, aus geistiger oder körperlicher Impotenz heraus ständig in einem engen Abhängigkeitsverhältnis von anderen zu bleiben.

Ein dokumentarisch belegbarer Aufenthalt von drei oder vier Tagen im amerikanischen Kriegsgefangenenlager in Weiden (Oberpfalz) könnte diesen schlichten Bericht beenden. Es bereitete keine Schwierigkeiten, hier aufgenommen zu werden, ebensowenig, wie das Lager mit ‚ordnungsgemäßen‘ Papieren wieder zu verlassen. Nur Angehörige der Waffen-SS wurden auf längere Zeit festgehalten. Hier waren natürlich die Unterkünfte und das Ambiente so

bescheiden, wie man es eben erwartete. Nicht Barock, sondern Barack! Aber man wurde nach medizinischer Untersuchung im Rahmen der dortigen Möglichkeiten entlassen, mit dem Allernötigsten immerhin versehen. Entlassungen in die Ostzone gab es freilich schon nicht mehr, so daß, wer nicht aus Westdeutschland stammte, eine dortige Adresse doch angeben, notfalls fingieren mußte. Ich konnte mir eine Adresse in Würzburg zurechtlegen: Erst später erfuhr ich, daß es die von mir genannte Straße gar nicht gab. Solche und deutlichere Satyrspiele gab es freilich mehr: Mehrere, zumindest zwei Kameraden versicherten mir, da sie heimat- und mittellos seien, gingen sie unter unterschiedlichsten Namen immer wieder einmal in dieses Lager, wo man doch relativ vollwertig gepflegt wurde und für einige Tage zumindest gut ‚aufgehoben‘ war. Und: Die auch dort existente Strohsackatmosphäre war – anders als in Böhmen – dazu geeignet, auf die Freiheit in dieser oder jener Form vorzubereiten. So gab es in Weiden – trotz verblüffender äußerer Ähnlichkeit – keine dornigen Lager mehr.

Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte

Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper † (Heft 1-14)
Dr. Jana Wüstenhagen, Daniel Bohse (ab Heft 15)
Lehrstuhl für Zeitgeschichte
Institut für Geschichte
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
06099 Halle

Heft 10 / 2001

Mit Beiträgen von Jan Gerber, Christina Schröder, Jana Wüstenhagen/Karsten Rudolph und Georg Wagner-Kyora.

Heft 11 / 2002

Mit Beiträgen von Andreas Malycha, Anjana Buckow und Ulrich Pfeil.
Zeitzeugen: Herbert Priew und Hans-Dieter Nover.

Heft 12 / 2002

Mit Beiträgen von Hagen Jahn, Frank Hirschinger und Daniel Bohse.

Heft 13 / Sonderheft / 2003

Mit Beiträgen von Kristiane Gerhard, Marianne Taatz, Christina Müller, Eckehard Pistrick und Ria Hänisch.